

## **Johann Bernhard Stuniken – ein unerhörter Reformier**

**Von**

**Maria Perrefort**

„Feuer! Feuer! Diese sind rechte Donner-Worte wann sie auf den Gassen der Stadt erschallen. Es erstarrt alsobald das Hertz, der Leib erzittert, die Haare stehen zu Berge, und das Leben ist fast nicht mehr da.“ Mit diesen dramatischen Worten beschrieb Pfarrer Peil von der großen Kirche in Hamm die Situation bei Feuersbrünsten, die Hamm in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts mehrfach ins Unglück gestürzt hatten. Der erste Brand brach 1730 aus, der zweite 1734 und der dritte 1741. Kaufmann Johann Bernhard Stuniken – in Hamm bekannt durch das Stunikenhaus von 1748, eines der wenigen historischen Gebäude der Stadt, und Zentrum des Stuniken-Clubs sowie durch den alljährlich im Herbst stattfindenden Stunikenmarkt – war damals im Feuerlöschwesen mit großem Engagement tätig. Stuniken, der Namenspatron für einen Verein und eine Kirmes, war als Oberbrandmeister gewissermaßen in seinem Element, wenn der Ruf „Feuer, Feuer!“ durch die Gassen Hamms donnerte. Seine Bemühungen zur Reform der Brandlöschorganisation sind zwar bekannt: Es lohnt sich indessen, auch an alte Fakten neue Fragen heranzutragen. So stellt der folgende Text den Konflikt zwischen dem Reformier Stuniken und den Hammschen Magistrat in den Mittelpunkt und fragt darüber hinaus nach den mentalitätsgeschichtlichen Vorstellungen der Brandursachen.

Stunikens Leben, in Hamm von 1702 bis 1784, war durchaus ereignisreich. Er konnte sich kommerziell gut durchsetzen und verfügte als Kaufmann über beträchtliche Reichtümer, doch sein Engagement auf dem Feld der Erfindungen und der sozialpolitischen Verbesserungen in der Brandbekämpfung war nicht immer von Erfolg gekrönt. Vielleicht kann man seine Aktivitäten sogar tragisch nennen: Der rege Erfinder stieß letzten Endes in der Hammer Bürgerschaft nur auf wenig positive Resonanz.

Johann Bernhard Stuniken hatte um das Jahr 1730 eine so genannte Schlangenspritze erfunden, bauen lassen und dann beim Löschen in der Stadt genutzt. Die Zerstörung des Hauses von Bürgermeister Fabritius und des Antoni-Gasthauses samt Kapelle konnte dadurch bei der Feuerkatastrophe dieses Jahres aber nicht verhindert werden. Auch im Jahr 1734, als Hamm erneut von einem Brand heimgesucht wurde, war Stuniken als junger Mann noch voller Engagement für die Stadt und versprach, – „als Gott will, und mir Gnade und Gesundheit verleyet!“ – für den Nutzen des Gemeinwesens weitere technische Erfindungen bereit zu stellen. Er riet zum Beispiel zu speziellen Dachziegeln, die das Zwischenstopfen von Strohdocken überflüssig machten, so dass die Feuersgefahr reduziert wurde. Zu seinen Reformprojekten zählte ferner eine Fontaine auf dem Marktplatz, die die Häuser ringsherum im Brandfall mit ausreichend Wasser versorgen sollte. Die Kriegs- und Domänenkammer in Kleve äußerte sich gegenüber dieser neuen Wasseranlage auf dem Markt sehr zurückhaltend, da sie skeptisch war, wie dieses Projekt finanziert werden sollte. Das, obwohl Stuniken selbst einiges an Geld in die Bauarbeiten stecken wollte, wie er dem preußischen König geschrieben hatte. Zu dieser Zeit war das Verhältnis von Stuniken und den Stadtoberen noch weitgehend einvernehmlich. Mehr noch: „Magistrat und Bürgermeister können nicht genugsam anrühmen die treue Assistentz welche der Kaufmann Stinecke gethan“, heißt es in einem Bericht (11.9.1734) über Stunikens wackeren Einsatz mit der selbst erfundenen Schlangenspritze beim Brand 1734. So war es ihm gelungen, damit eine ganze Häuserzeile vor dem Ruin zu bewahren. Und der Magistrat meinte, er müsse für diese tapfere Tat eine Belohnung erhalten.

## Konflikt mit dem Magistrat

Doch je intensiver und je länger Stuniken sich in die akute und in die präventive Brandbekämpfung der Stadt einschaltete, desto mehr stieß er auf Ablehnung. Spätestens zurzeit des dritten großen Brandes in Hamm im Jahr 1741 war die Stimmung zwischen dem Ober-Brandmeister Stuniken und den maßgeblichen Leuten in der Stadt, dem Bürgermeister, dem Magistrat und dem königlichen Kommissar Motzfeld, gründlich vermässelt. „Da ich nun Großmächtigster König vor drey Jahren [1738] zum Brandmeister dieser Stadt verordnet, alle hir vorgehende Unordnungen angesehen, deshalb unterschiedliche mahlen beim Com. Loci Steurath Motzfelt und Magistrat Erinnerungen gethan, und seiner königl. Maj. allergnedigst vohrgeschriebener Brand-Ordnungen einzuführen angehalten; aber dieses alles wahr mir für eines Tauben Thür geklopft, und wo keiner *profiten, jura* und *accidentalien* zu hoffen, da wolten sie keine Hand anslagen.“

Kam Stuniken mit seinen Erfindungen – etwa mit der Wasserfontäne auf dem Marktplatz oder mit einer Ziegelmaschine, die brandsichere Ziegel produzieren sollte – zum Bürgermeister oder zum Magistrat, so erntete er Spott und Hohn. „So geht das nicht, Stuniken“, bromste man ihn aus. Und mit dem Pauschalargument, „Wir haben dafür kein Geld“, schmetterte man seine Pläne ab. Dabei hatte Stuniken selbst immer aus seinen Mitteln etwas zu den Projekten beigetragen. Er solle sich um seine eigenen Sachen kümmern und sich nicht in städtische Belange einmischen, wies man ihn zurecht.

Als Stuniken dem preußischen König – seit 1740 saß Friedrich II. auf dem preußischen Thron – über den Brand vom April 1741 berichtete, waren seine Schilderungen gespickt mit Kritik an den städtischen Oberen. Seit langem hatte Stuniken versucht, die nötigen Gerätschaften zum Brandlöschen so zu pflegen und aufzubewahren, dass sie jederzeit für einen Einsatz tauglich wären. Die Wassereimer sollten z.B. nicht auf dem Rathausboden eingeschlossen sein, die Eimer selbst von Moder befreit werden und nicht mit Steinen angefüllt, sondern geteert und geschmiert werden, um ihre Haltbarkeit zu gewährleisten. Auch sollten von Zeit zu Zeit Notfallübungen durchgeführt werden, bei denen einzelne Gruppen oder Nachbarschaften den Anweisungen von Brandmeistern und Brandverordneten folgten, damit im Ernstfall ein schnelles und reibungsloses Angehen gegen das Feuer zustande käme. Doch die Eimer waren kaputt oder nicht zu finden oder unzugänglich weil eingeschlossen. Die vorher zum Einsatz bestimmten Leute kümmerten sich nicht um die Abmachungen. Stuniken selbst rannte beim Brand hin und her und versuchte gegen das Feuer eine halbwegs sinnvolle Koordination zu organisieren, etwa eine Kette, bei der die Wassereimer flugs weitergereicht würden. Doch nichts funktionierte. Es fehlten die Leute. Zwar hieß es in der Brandordnung unter Nr. 27: „Niemand soll sich von dem Brande entfernen“, doch sie machten sich einfach aus dem Staub.

Während Stuniken nach Anerkennung und Unterstützung suchte, hielt man ihn im Magistrat womöglich für einen enervierenden Spinner. Diese Vorbehalte gegen seine Person können dazu beigetragen haben, dass seine Worte im Brandfall zu wenig Berücksichtigung fanden. Kaum jemand befolgte seine Anweisungen, etwa zur Kettenbildung zum Zweck effektiver Löscharbeiten: „Ein jeder lieff also seiner Wege, packten ihre Güther und flohen davon, gaben ihre Häuser dran, und blieben bey ihren Geräthe hinterm Wall oder ausser der Stadt liegen.“ Die meisten Einwohnerinnen und Einwohner der Stadt versuchten derweil nur, möglichst viel von ihrer Habe aus den Wohnungen zu retten und verdrückten sich dann kurzerhand. Auch die städtischen Eliten wiesen ihre Knechte und Mägde nur an, den Hausrat aus den Gebäuden zu holen und fortzubringen – nicht aber den Brand

der Häuser einzudämmen. Stuniken mit seiner ausgeklügelten Brandlöschtechnik war angesichts dessen schier verzweifelt.

Dem Mann, der viel Energie in die Entwicklung guter neuer Pläne gesteckt hatte, um gegen Feuersbrünste vorzugehen, mangelte es schlicht an Unterstützung bzw. an Rückhalt von den maßgeblichen Leuten. Doch nicht nur das: Die Stadtoberen ließen es nicht nur an Hilfe fehlen, sie waren sogar die eigentlich Verantwortlichen für den Brand – so schrieb es Stuniken. Starker Tobak: „Und läuchtet nun klar hervor, wie dieser Stadt *Regenten*, daß Aufkommen und Erhalten selbiger [der Brandkatastrophe] befördert haben, indehme sie den schuldigen *Respect* für Eu. Maj. allerheilsahmste und gescherffte Brand-Verordnungen [...] schwinden lassen und währe ihnen billig zu wünschen daß sie mit ihren Gühtern wenigstens, Kirche, Turm und das Rathaus härstellen müsten.“

„Man sah den Magistrat mehr spazieren als regieren“, berichtete Stuniken 1741 über den Mangel an Katastrophenmanagement seitens des Magistrats. Richter Eberhard Wortmann z.B. ließ es sich unweit der züngelnden Flammen beim Weinhändler Gerdes mit einem Glas Rebensaft gut ergehen, statt die Bauern zur Arbeit beim Löschen aufzurufen. Auch Bürgermeister Fabritius schien nur hilflos rumgestanden zu haben, während die Flammen die Häuser der Innenstadt Hamms dezimierten. Das Stadtoberhaupt war jedenfalls nicht in der Lage, Leute zu bestimmen und ihnen Aufgaben zuzuweisen. Totengräber Voogd zum Beispiel ging zum Wirtshaus von Johann Kortmann am Wall, „sich beim Feuer gesetzt, eine Pfeiff Taback bey der Kanne Keuts [Bier] geraucht, daselbst sitzengeblieben, und sich umb Kirch und Turm nichts bemühet“.

Stuniken scheute sich nicht, das mangelnde Vorbild der Stadtoberen anzuprangern und Bürgermeister, Magistrat und Commissarius Loci Motzfeld für das katastrophale Krisenmanagement verantwortlich zu machen. Besonders erbost war Stuniken darüber, dass die Stadtspitze sich nicht rührte. Diese kritische Haltung gegen die städtischen Eliten nahmen diese wiederum nicht gleichgültig hin: „Ich war also derzeit von Magistradt und Bürgerey so verhasset daß man mich schier alß einen Verbannten hielte,“ beschrieb Stuniken seine unglückliche Situation.

Spätestens bei diesem dritten Brand innerhalb kurzer Zeit im Jahr 1741, war also das Verhältnis zwischen Brandmeister Stuniken und der Stadtspitze zerrüttet. Jedes Mal war Stuniken mit großem Engagement an den Löscharbeiten beteiligt, und ein ums andere Mal fühlte er sich von der Stadt im Stich gelassen, weil ihm keinerlei Unterstützung gewährt wurde. Nach dem Brand in Hamm am 16. April 1741 sah der Brandmeister schon voraus, dass Magistrat, Bürgermeister und Commissarius Loci die Ereignisse in einem völlig anderen Licht darstellen würden, als er sie erlebt hatte. Um seine Perspektive durchzusetzen, sandte er am 23. April 1741 einen langen Bericht an König Friedrich II. In diesem Brief beklagte Stuniken die „große Unachtsamkeit und im Brande gewesenen liderliche und schlechte Regierung“ des Magistrats. Der König verlangte daraufhin eine Untersuchung der Ereignisse in Hamm. Stuniken beschwerte sich am 17. Oktober 1741 darüber, dass er „von vielen mächtigen Feinden umringet“ sei, er sei unterdrückt und die Vornehmsten der Stadt seien gegen ihn (8.12.1741). Die Stimmung vieler Leute in der Stadt richtete sich tatsächlich gegen den engagierten Brandmeister, er wurde sogar auf offener Straße mit Prügeln bedroht und er lebte, wie er sagte, in „Furcht und Schrecken“.

Die Gegenseite wiederum bestritt Stunikens Darstellungen. Der Streit zog sich mindestens bis ins folgende Jahr 1742 hin. Stuniken sei „renitent“, warf die Kriegs- und Domänenkammer in Kleve dem Mann vor (31.8.1742), und er müsse seine Vorwürfe gegen die Stadt beweisen. Nicht nur verbal

setzte man Stuniken zu – er kam kaum noch „unbeschimpft über die Straße“ (12.10.1742) –, man habe ihn sogar geschlagen und in den Rinnstein gestoßen, klagte der Kaufmann. Seine Gegner, schrieb Stuniken, seien ferner in sein Haus eingedrungen, wo auch seine schwangere Ehefrau Friederike Dorothee Voogd in die Gewalttätigkeiten verwickelt wurde.

Stuniken versah indessen weiterhin sein Amt als Brandmeister und sandte, wo er die königliche Brand-Ordnung nicht beherzigt fand, Beschwerden nach Berlin. Dieses rechthaberische Verhalten steigerte die Feindseligkeiten wohl noch. Der Hammer Bürger Biermann, der unberechtigt im Stall ein Brauhaus betrieb, wettete nach der Zurechtweisung: „Das dank dich der Teufel, Kerl“, und drohte dem Brandmeister Schläge an.

### **Kampf gegen die „Strohgesinneten“**

Die einzige soziale Gruppe, zu der Stuniken offenbar ein gutes Verhältnis pflegte, war die Garnison, die in der Stadt lag. Und so richtete er auch Schreiben etwa an Obrist von Waldau oder an den Regimentsleiter von Quadt und suchte um Unterstützung nach. Dem Militär-Chef gegenüber klagte Stuniken noch im Sommer 1748 (13.6.) über „Verdruß und Verfolgung“, inkriminierte aber erneut auch die „schlechte Wirtschaft des Magistrats“.

In einem Schreiben an von Waldau schimpfte Stuniken über die „Altväterischen“ in der Stadt, die „keine Änderungen noch Verbeßerungen leyden können“, die „Strohgesinneten“, gegen deren Beharrungsstärke er kämpfte. Der verkannte Reformersuchte im Obristen einen Mitstreiter für seine Neuerungs-ideen. Speziell ging es um das Projekt, Ackerbau und Scheunen aus der Stadt zu verbannen – dies wieder im Namen des Brandschutzes. Denn „was thun Bauren in der Stadt anderes als Unglück anrichten und erweitern“? Er bat Waldau, dies Projekt mit Diskretion zu behandeln, da er wusste, wie brisant seine Vorschläge waren. Denn er musste damit rechnen, sich nicht nur die Gegnerschaft der Bauern, sondern auch die des Magistrats einzuhandeln, der „selbst mit Ackerbau beladen“. Aber er sah klar, dass „die gemeine Welt“ nicht „verdauen kann“, das „worin sie gebohren und erzogen [...] zu ändern“. Wahrscheinlich, meinte Stuniken, müsse man für diese Reform den König gewinnen, so dass dieser „selbst die Handschuh außziehen, mit gestrenger Force“ das Projekt durchführen müsse. Stuniken erhoffte sich davon auch, dass die Kinder nicht mehr zum Viehhüten eingesetzt würden, sondern zur Schule gingen und dass „die Außländer gantz frey ins Land zu locken“ wären, weil die Kommune an Prosperität gewönne. Immerhin erklärte der König, die Scheunen sollten aus der Stadt verschwinden, um die Brandgefahr zu reduzieren, doch scheiterte diese Maßnahme aufgrund des „Widerstandes der Bürger“.<sup>1</sup>

Sollte er, schließt Stuniken eines seiner vielen Schreiben zum Thema Feuer resigniert, tatsächlich in Sachen Brandschutz nichts ausrichten können, so sei es vorzuziehen, sein Salär an die Armen zu geben „zu einem kräftigen Gebeth umb unsere Stadt für Feuers-Noth zu bewahren“ – und ihn selbst zu entlassen.

### **Brandursachen: Gottes Ratschluss und Menschenschuld**

Die Brandbekämpfung in Hamm gibt Anlass zu der Frage, ob die mangelnde Aktivität gegen das Feuer ihren Grund in dem zwischenmenschlichen Konflikt von Stuniken und Magistrat hat oder ob auch mentalitätsgeschichtliche Hintergründe bei der Passivität eine Rolle spielen. Es wundert doch sehr, dass die Organisation der Löscharbeiten derart schlecht war und die Leute dem Feuer zusahen, „als

---

<sup>1</sup> Lappe, S. 107.

hätten sie Vergnügen“ daran. Die Feuer-Ordnung jedenfalls wies andere Verhaltensweisen an: „In der Feuersnot soll gute Ordnung herrschen, und ein jeder Hofe [Stadtteil] soll bei seinem Brandmeister sein und verrichten und befolgen, was diese gebieten“, hieß es unter Nr. 24, und ähnlich fuhr die Brand-Ordnung fort: „Ein jeder Bürger soll treulich gegen das Feuer arbeiten“, und „niemand soll müßig stehen bleiben und zuschauen“.<sup>2</sup>

Die Ablehnung von Stunikens Initiative, von seinen Beschwerden und von seiner Leitungsfunktion im Löschwesen mögen Gründe gewesen sein, dass es die Honoratioren der Stadt beim Brand an Aktivität mangeln ließen. Man kann aber auch nicht ausschließen, dass ihre Passivität einer Art religiösem Fatalismus entsprang, nach dem Motto: Gott hat's gegeben, Gott hat's genommen. Menschlicher Wille und Aktivität sind nicht sinnvoll vor den Augen Gottes. Und die Einwohnerschaft wurde auch nur dann aktiv, als es darum ging, sich selbst und ihre tragbaren Besitztümer, die Mobilia, zu retten und nicht ins Feuer zu geraten. Alles andere schien an den Leuten abzuperlen als hätte es nichts mit ihnen zu tun. Es mag aber auch sein, dass gerade die einfachen Leute sich nicht zur Hilfe bemüht fühlten, weil sie aufgrund des niedrigen sozialen Standes an Selbstbestimmung nicht gewöhnt keine Entscheidungen treffen mochten? Vielleicht gehörte ihnen das brennende Haus auch gar nicht, so dass es ihnen gleichgültig war, ob es dem Brand zum Opfer fiel oder nicht?

In seinem Bericht an den König hielt Stuniken fest, dass der Brand wohl auch die Ursache haben könnte, dass die Einwohnerschaft der Stadt es an der Heiligung des Sonntags hatte fehlen lassen. Statt des gebotenen Kirchgangs gingen die Leute ganz werktätlich ihrem Handel und ihrer Arbeit nach. Das mochte das Strafgericht Gottes auf sich gezogen haben, meinte der Oberbrandmeister. Und in diesem Punkt war sich der aufgeklärte Kaufmann mit dem Prediger der reformierten Gemeinde in der Ursachenforschung einig, dass Gottes Strafe die Stadt Hamm getroffen hatte.

Die große Kirche in Hamms Stadtmitte war nach dem Feuer „auß einem Brand- und Stein-Hauffen“ wiederaufgerichtet worden, und Prediger Joh. Gotf. Peil sprach in der Wiedereröffnungsfeier am 16. Januar 1746 u.a. über die Brandkatastrophe, die – neben dem Rathaus, dem Archiv und vielen anderen Gebäuden – auch das Gotteshaus zerstört hatte. „Feuer! Feuer! Diese sind rechte Donner-Worte wann sie auf den Gassen der Stadt erschallen. Es erstarrt alsobald das Hertz, der Leib erzittert, die Haare stehen zu Berge, und das Leben ist fast nicht mehr da.

Einer laufft wider den andern, man vergisset seiner selbst, und weiß sich nicht zu rahten noch zu helfen, besonders wann die Feuers-Gluht überhand nimmt, und ehe mans vermuthet, die Häuser mit grossem Krachen einfallen, und ein grosses Theil der Stadt in wenig Stunden in einen stinkenden Asch- und Steinhauften verwandelt wird.“<sup>3</sup> Nach dem „unerforschlichen Raht des gerechten Gottes“, so sprach Peil die Mitglieder seiner Gemeinde an, sei die Stadt durch die Flammen des Feuers fast gänzlich niedergebrannt, da „das Maaß Euer Sünden beynahe voll.“ Das Feuer verstand Pfarrer Peil und mit ihm wohl auch die Kirchengemeinde als „Zeichen seiner [Gottes] grössesten Unnade und brennenden Zorns“, denn Gott hatte sogar das Haus, in dem er selbst verehrt wurde, die Kirche nämlich, nicht verschont. Peil sieht aber darin, dass nicht alles durch Brand zerstört wurde, sondern Gott „ein Weniges übrig gelassen“, den Ausdruck göttlicher Barmherzigkeit – das war nicht zynisch gemeint, das war sein voller Ernst.

---

<sup>2</sup> Zit. nach Lappe, S. 110.

<sup>3</sup> Joh. Gotfr. Peil: Hämische Kirchweyhe Nach außgestandener grossen Feuers-Brunst aber auch erfolgter Göttlicher Hülffe. Hamm 1746, S. 6.

Mit dem Brand und den Löscharbeiten im Einzelnen befasste sich der Kirchenmann nicht, in seinem Weltbild war es wichtig und eine sinnvolle präventive Maßnahme, vom sündhaften Lebenswandel abzulassen. Denn dann hätte der „gerechte Gott“ keine Ursache, „solche erschreckliche Feuer-Gerichte über diese Stadt, Kirche und Gemeinde“ zu verhängen. „Bessert Euer Leben und Wesen“, rief er den Gemeindemitgliedern zu und, „sündige fort nicht mehr, damit dir nicht etwas Ärgers wiederfahre.“

Während Stuniken in erster Linie technische und organisatorische Lösungen für die Brandbekämpfung suchte, die dem Nutzen der Stadt und seiner Einwohnerschaft dienten, glaubte auch er letzten Endes daran, dass Gott der eigentliche Grund des Brandes war und die menschliche Unachtsamkeit und die obrigkeitliche Desorganisation zuließ. Technische Maßnahmen und Gottglaube schlossen sich in seinem Bewusstsein nicht aus, beides existierte nebeneinander, wenn auch auf verschiedenen Ebenen. Diese Deutung steht daher nicht im Widerspruch dazu, dass menschliche Unachtsamkeit als Ursache am Brandentstehen beteiligt war. Vor diesem Hintergrund ist die Fülle an Brand-Verordnungen zu sehen, die die preußische Obrigkeit immer wieder aktualisiert hat. Überdies fahndete man nach dem Brandunglück auch danach, einen Brandverursacher und ein nachlässiges Verhalten zu ermitteln, um so das ganze Brandgeschehen von Anfang an rekonstruieren zu können. So konnte man ermitteln, dass der Brand 1734 im Haus des Bäckers Leusmann entstanden war, der sich allerdings bald nach Ahlen absetzte und damit einer weiteren Befragung entzog. Für die 350 zerstörten Gebäude des Brandes von 1741 wiederum wollte Metzger Friedrich Brünninghausen nicht verantwortlich gemacht werden. Bei ihm sei das Feuer nicht entstanden, stellte er klar, er sei just zu diesem Zeitpunkt, am Sonntag während der Nachmittagspredigt, nach Soest geritten. Also wurde Fuselbrenner Franz Heinrich Klönne zum Rat geladen um auszusagen. Er wohnte wie Brünninghausen nahe am Westentor, wo das Feuer seinen Ausgang genommen hatte. Auch er wies jede Verantwortung von sich: Er sei gar nicht zu Hause gewesen, habe kein Feuer gemacht, denn er weilte zur fraglichen Zeit in der Kirche. Der eigentliche Brandgrund war gleichwohl letzten Endes der Wille Gottes, der sich des unverständigen nachlässigen Menschen als Instruments bediente.

Wie sich Pfarrer Peil wiederum zum rational organisierten Löschprozedere verhalten hat, wissen wir nicht; möglicherweise hielt der Prediger Gebet und Tugendhaftigkeit für ausreichende Maßnahmen der Brandprävention.

### **Rückzug aus der Politik**

Vielleicht war es die Krankheit, die den Brandmeister Stuniken ereilte, die ihn nach den 1740er Jahren von weiteren Scharmützeln abhielt, vielleicht fehlen auch einfach nur die archivalischen Quellen: Jedenfalls verlautet aus der folgenden Zeit nichts mehr vom Streit zwischen Kaufmann und Stadtregiment. Gänzlich zur Untätigkeit brachte ihn die eingeschränkte Gesundheit aber auch nicht. Selbst in hohem Alter widmete er sich noch weiteren neuen Projekten und korrespondierte mit der königlichen Regierung beispielsweise über seine Pläne für eine neue Mühleanlage am Nordentor. Aber dabei standen nicht mehr neue Erfindungen im Mittelpunkt.

Das Feuer seiner erfinderischen Fantasie war inzwischen erloschen. Bedauerlich ist, dass von Stunikens technischen Arbeiten nicht ein einziges konkretes Beispiel zur Anschauung überliefert ist oder wenigstens eine Zeichnung davon. Nur sein Haus immerhin gibt heute noch Zeugnis davon, dass er sich durch holländische Technik und Baukunst inspirieren ließ und technisch stets auf der Höhe seiner Zeit war – oder auch ein Stück weit voraus.